

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

4.9.1927 (No. 36)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. Nr. 36



4. Sept. 1927

Gustav Rommel / Geschichte des ehemaligen Entenfangs bei Rintheim.

(Schluß)

Gegen den Entenkoy und die Wasserzuleitung aus der Pfinz dahin richteten sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch häufige Beschwerden der Müller von der untern Hardt, von Blankenloch, Friedrichstal, Graben und Ruffheim. Durch den hier und da auftretenden Wassermangel mußten die Mühlen still liegen und die Müller sollten dann Entschädigungen an ihre Kunden zahlen.

Auch die Karlsruher Bautätigkeit litt sogar in jener Zeit unter dem Entensfangbetrieb, der alles Wasser in Anspruch nahm. Im Jahr 1811 beschwerte sich Baurat Weinbrenner, daß die Schiffsahrt auf dem Steinkanal (Vandgraben\*) beinahe unmöglich gemacht sei, weil die Entenfänger einen Graben vom Kanal weg bei der Schleismühlenbrücke geöffnet hätten und durch diesen das Wasser nach dem Entenkoy ableiteten.

Hierdurch blieb der Pfinz selbst etwas mehr Wasser und so wurden die Müller der untern Hardt wieder begünstigt, der Steinschiffkanal nach Karlsruhe aber in der Wasserzufuhr benachteiligt. Wie es auch gemacht wurde, die Maßnahmen für das herrschaftliche Interesse befanden sich manchmal im Gegensatz zueinander und man suchte eben auszugleichen, wo es ging.

Im Jahre 1815 ließ die Herrschaft im Entensfang eine Erneuerung des sog. Hocks vornehmen, des Käfigs für die lebendig gefangenen Enten. Der Zimmermeister Ludwig Weinbrenner fertigte eine neue Hockanlage um 175 fl. an und nahm noch weitere Reparaturen im Entensfang vor.

In den folgenden Jahren betätigte sich die Stadt Durlach wieder verschiedentlich mit Ausstockung und Urbarmachung des Weide- und Sumpfbereichs um den Entensfang herum. Bei der Genehmigung dazu ermahnte aber der Kreisdirektor die Stadt, daß die Pappelallee am Entensfang unversehrt bleiben müsse, ja, daß noch junge Bäume nachgesetzt werden sollten, und ferner, daß ein Gebiet der Rintheimer Weide von etwa 18–20 Morgen, das als Exerzierplatz für die Garnison bestimmt war, nicht berührt werde.

Als im Jahre 1818 der Entensfang mit neuen Fallisaden umwehrt wurde, befürchtete die wegen des unbeliebten Koy allzeit wachsame Stadt Durlach, sie könnte dabei „geschmälert“ werden, weil ringsum städtisches Gebiet war. Es wurde eine Einsteinerung verlangt mit gleichzeitiger Vermessung des Koy. Die Regierung sagte dies zwar zu, aber es hatte noch gute Weile damit.

Indessen richtete Durlach eine Wiesenwässerung um den Koy herum ein und erstellte neben dem Pfinzwehr am Entensfanggraben ein neues Wehr. Es ist heute noch erhalten und trägt die Inschrift: „Zum Wiesen Wässern Errichtet unter Oberbmsr. Dumberg und Stadtmstr. Jux 1818.“

Als im Jahr darauf das Hauptpfinzwehr ganz defekt war, wurde das Durlacher Wässerungswehr, das von jenem abhängig war, in Mitleidenschaft gezogen. Der Stadtrat von Durlach bat infolgedessen die Regierung um Wiederherstellung des Pfinzwehrs und erklärte sich bereit, etwa ein Viertel der Kosten zu tragen. Der Neubau des Pfinzwehrs mit Mauerwerk usw. war ursprünglich auf 1500 fl. veranschlagt, er kostete aber dann merkwürdigerweise nur 805 fl.

Im Jahre 1819 starb der zweite Entenfänger Daniel Gerhardt. Seine Stelle wurde mit Rücksicht auf den zurückgegangenen

Entensfang nicht mehr besetzt und Karl Friedrich Gerhardt besorgte nunmehr, wie bisher schon hauptsächlich, das Geschäft allein.

Der Stadt Durlach gegenüber hatte der Entenfänger nach wie vor einen schweren Stand. Wo die Durlacher diesem herrschaftlichen Bediensteten am Zeug flicken konnten, versäumten sie es nicht.

Die Familie Gerhardt brachte im Laufe der Zeit ziemlich viele Acker und Wiesen um den Koy herum als Eigentum oder im Bestand an sich, alles auf Durlacher Mark gelegen.

Die Gerhardt ließen nun auch ihr Rindvieh und ihre Gänse auf dem benachbarten Durlacher Weidegebiet weiden, was häufig zu Strafandrohungen führte, weil Durlach das von den Entenfängern behauptete Recht freier Weide bestritt. Für zwei Stück Vieh wollte man das Weiderecht zugestehen, aber auch nur gegen Bezahlung des üblichen Weidegelds. Dessenungeachtet verpachteten aber die Durlacher alljährlich die 7 Morgen städtische Wiesen und 1 Morgen Acker beim Koy immer wieder an die Entenfänger gegen die Summe von 100 fl.

Die Familie Gerhardt war jedenfalls recht betriebsam. Sie war vermöglich geworden und besaß zu Rintheim ein großes Anwesen. Auf dem Plage erbaute sie das Gasthaus zum „Waldborn“, das später ein Gerhardt, früher Besitzer vom „Goldenen Hirsch“, inne hatte.

Im Jahr 1826 begann man mit der seit Jahren beabsichtigten Vermessung und Vertheilung des Entensfangs. Die Grenze der auf 16 Morgen,  $\frac{1}{4}$  und 14 Ruten ausgemessenen Anlage wurde dabei auf 15 Morgen berichtigt und durch 20 Marksteine abgeteilt, das Uebermaß an die Stadt Durlach abgetreten.

Anlässlich der Einsteinerung setzte man dann 1827 die Rechte und Pflichten von Herrschaft und der Stadt Durlach vertraglich fest, und zwar bezüglich der Unterhaltung der Koygräben innerhalb des eingesteinten Gebiets, sowie der Wehre und Schließen, der Ausdehnung der jeweils vorzunehmenden Ueberschwemmungen, des Rechtes auf die Regemortgrabenbrücke und des Aubehaltens zur Zeit des Entensfangs.

Im Oktober 1826 konnten die Mühlen von Blankenloch, Friedrichstal, Graben und Ruffheim eine ganze Woche wieder einmal nicht mahlen, weil alles Wasser der Pfinz in den Entensfang kam. Die Müller führten in einer Beschwerdeschrift eine recht scharfe Sprache und drohten, den Rechtsweg zu beschreiten wegen des erlittenen Schadens. Das Ergebnis war, daß der Entenfänger verwarnet wurde, desgleichen aber auch die Müller wegen ihrer unziemlichen Drohungen.

Aus dem Jahr 1827/28 erfahren wir etwas vom inneren Betrieb des Entenkoy. Man hatte im Hock das ganze Jahr über 50–60 Lockenten gehalten, die 80 junge Enten ausbrüteten. Außerdem wurden 24 wilde Enten 10 Wochen lang gefüttert. Auf die Fütterung aller Tiere im Koy verwendete man damals 44 Malter Gerste im Jahr. Wenn die fürstlichen Herrschaften hier und da dem Entensfangen zusahen, bekamen die Lockenten als Festtagschmaus „erhöhte Rationen“. Aber da machte eines Tages ein Revisor des Finanzministeriums die Entdeckung, daß man im Menprechtshofener Entensfang bei der gleichen Anzahl Enten nur 15 Malter brauchte. Der zur Verantwortung gezogene Entenfänger Gerhardt erklärte, daß in diesem Jahr die wilden Enten genau Nahrung gefunden hätten, weil viel Wasser ringsum in den Brüchen und Sümpfen gestanden sei. So sei es gekommen, daß nur wenige nach dem Koy flogen und man mußte den Fang

\*) Vergl. Pyramide Nr. 7, Jahrgang 1923. Geschichtliches von der Pfinz und ihren Seitengewässern. V.

im Tag oft 6-7 mal versuchen, um nur einige Wildenten ins Garn zu bringen. Deshalb brauchte man mehr Futter für die Lockenten. Gerhardt schlug bei der Gelegenheit vor, weniger Lockenten zu halten, aber bessere Gerste zu füttern, dann könnten 10 bis 15 Malter gespart werden. So kam auch. Künstlich wurden 80 Malter geliefert für 40 Lockenten.

Der Rückgang des Entenfanges war in jenen Jahren recht merklich. Die Kosten überstiegen die Einnahmen durchschnittlich um 800 fl. und mehr. Deshalb war man auf die Rentabilität mit allen Mitteln bedacht, um den Entenfang wieder mehr in Gang zu bringen.

Das Weiden der Schafferden um den Entenfang herum zur Zeit des Entenstrichs wurde strengstens verboten, weil dies die Jagd führte und die Vögel verschreckte. Oft beunruhigten Holzläger und -träger den Entenfang, so daß die Enten auf- und davonflogen. Deshalb wurde 1831 vom Forstamt das alte Verbot des Begehens der Wege längs der Pflanz und am Roy während der Entenfangzeit erneuert. Unbedingt nötige Benützung dieser Wege hatte möglichst geräuschlos und dringendes Arbeiten in der Nähe in größter Stille zu geschehen.

Gegen diese Anordnung, die er gleichwohl früher anerkannt hatte, protestierte der Stadtrat von Durlach nunmehr, „weil dieses Verbot die größte Sensation erregen müsse und es nicht anginge, den Durlachern die Benützung eines längst bestehenden Wegs, der Stadt Durlach eigentümlich zustehend, zu verbieten oder zu beschränken“.

Auf diesen Protest hin erhielten aber die Durlacher Stadtväter unterm 2. Januar 1832 vom Hofsorntamt prompt folgenden lakonischen Bescheid: „Auf das dortseitige Schreiben vom 28. Dezember 1831 finden wir es nicht der Mühe werth, etwas weiteres zu antworten, sondern müssen nur bedauern, daß sich die dortseitige Gesinnung seit einem Jahr so sehr geändert haben.“ Das Verbot aber blieb bestehen und gab der Stadt Durlach wieder Veranlassung, den Kampf wegen des Entenfanges erneut aufzunehmen.

So kam es im Frühjahr 1832 gleich zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Stadt Durlach und dem Hofmarschallamt wegen Herstellung und Unterhaltung der Schließen beim Entenfang. Es wurde eine Zusammenkunft und Augenschein herrschaftlicherseits vorgeschlagen zur Aussprache der beiderseitigen Wünsche. Aber die Durlacher lehnten den Augenschein brüsk ab und erklärten, das Terrain gar wohl zu kennen; im übrigen würde die Angelegenheit im Stadtrat beraten werden, der landesherrliche Kommissar möge sich dazu einfinden. — Aber schließlich nach etwas höflicherem Hin und Her fand der Augenschein doch statt, ohne aber die Sache gleich zu klären.

Inzwischen hatte der Stadtrat von Durlach sich an den Großherzog gewandt und wieder einmal die Schädlichkeit des Entenfanges dargestellt. Es wird geklagt, daß die durch die monatlangen Ueberschwemmungen entstehenden Nachteile der mit 140 000 Gulden Schulden belasteten Stadt Durlach noch das Verderben bringen würden, da 300 Morgen Wiesen nicht richtig kultiviert werden könnten und diese auf den Mindestertrag herabgesunken seien. Der Vertrag von 1827, zu dem man f. Bt. nach ihrer Meinung förmlich gezwungen worden sei, bezeichnen die Durlacher jetzt nachträglich als gesehlich ungültig, weil er seitens der Stadt Durlach nur von drei Bürgerdeputierten, anstatt von den erforderlichen zwölf unterschrieben und sanktioniert worden war. Ein richterliches Verfahren ginge aber gegen das Gefühl der Durlacher, und so hätten sie keinen andern Ausweg, als an das Herz des allergnädigsten Fürsten und Landesvaters zu appellieren.

Da kam von oben herab kurz und bündig die Weisung, der Stadtrat solle sich erklären, ob er den Vertrag ansieht oder ob er die alten Zustände wieder haben wolle. Im übrigen solle er einmal seine Wünsche näher angeben. Daraufhin bat der Stadtrat, man möge die Ueberschwemmung auf den Entenfang beschränken, die Schließenunterhaltung auf Kosten des Entenfanges übernehmen und dann die drei Stellfallen namentlich bei Hochwasser richtig bedienen lassen.

Auf Grund dieser Aeußerung einigten sich Herrschaft und die Stadt Durlach alsbald auf folgendes:

Das Wiesengebiet sollte künftig nur vom 1. November bis 1. März überschwemmt bleiben; die Herrschaft übernahm die Unterhaltung des Entenwehrs, des Pflanzwehrs und des Elmorgenbruchwehrs. Durlach hatte nur seine Wässerungsschließen zu unterhalten. Im sonstigen blieb der alte Vertrag von 1827 aufrecht, das Gebot der Ruhe um den Entenfang wurde besonders wieder hervorgehoben.

Aber schon in der folgenden Entenfangzeit, 1833, mußten die Bürgermeisterämter Hagsfeld, Büchig, Blankenloch angewiesen werden, die Einwohner durch die Ortsschelle zweimal an das Ruhegebot zu erinnern und sie zu unterrichten, daß der rechtsufrige Pflanzweg bis Durlach nur unter möglichster Stille begangen werden dürfe, den linksufrigen aber und den Entenfang selbst zu betreten, sei überhaupt verboten. Wer Lärm mache, hätte strengste Strafe zu gewärtigen.

1831 hatte der Entenfänger Karl Fr. Gerhardt das Zeitliche gesegnet und zum erstenmal nach fast drei Jahrhunderten ging der Dienst nicht mehr nach alter Sitte und Ueberlieferung an einen Sohn oder Mitglied der Familie Gerhardt über; ein neuer Entenfänger kam mit Namen Wenner.

Auch dieser herrschaftliche Konverwalter konnte sich die Liebe der Durlacher nicht erringen, und in seinen Amtsjahren gab es

wegen der Wiesenüberschwemmungen und der Schließenbedienung gerade so viele Beschwerden, wie es unter all seinen Vorgängern schon immer der Fall war. Wenner ließ sich aber durch Drohungen der Durlacher nie einschüchtern, trat dagegen sehr selbständig auf. 1853 schrieb er einmal direkt an den Durlacher Stadtrat, daß der Großherzogliche Entenpark durch das Holzmachen im Elmorgenbruch großen Schaden erlitten hätte, indem durch das Geräusch alle Enten verjagt wurden, ein Verlust von etwa 500 Enten. Zudem befolge der Durlacher Gemeindefürster nicht seine (Wenners) Weisungen, sondern ließe sich noch zu Beleidigungen hinreißen. Der stolze Durlacher Stadtrat aber lehnte einen unmittelbaren Verkehr mit dem Entenfänger ab und verwies die Sache an das Hofsorntamt. Infolge weiterer ähnlicher Fälle wurde Wenner von Durlach stark angefeindet. Auch mit den Müllern von den Pflanzmühlen hatte er seine Plage, besonders mit dem Untermüller von Durlach, der sogar hin und da verbotenerweise und heimlich die Stellfallen zog.

Im Jahr 1854 war das Royhaus ganz im Verfall. Der damalige Prinzregent wollte aber keinen Neubau, sondern ließ das Häuschen um 700 fl. wieder herstellen.

In den 1860er Jahren war der Entenfang unter der Obhut des Hofsjägers Martin, der am 1. November 1866 das Wiesengebiet zum letzten Male unter Wasser setzte. Im März 1867, nach Beendigung der Fangzeit, wurde die Aufhebung des Entenfanges beschlossen, weil die Unterhaltung zu viel kostete, die Einnahmen ganz unbedeutend geworden waren.

Am 15. April 1867 wurde das Royhäuschen auf Abbruch versteigert und das Inventar verkauft. Die zwei Entenfanghündchen aber wünschte der Großherzog nicht wegzugeben, sondern sie sollten vom Hofsäger Schaeffer weiter gepflegt werden. Die Wildgänse, die man im Hoch noch gehalten hatte, kamen in den Tiergarten. Die Einfriedigung des Roms (eigene Falliaden) fanden Verwendung als Gitterwerk am Wildpark.

So endete der Entenfang bei Rintheim nach jahrhundertelangem Bestehen; eine Jagdeinrichtung hörte damit auf, wie man sie in unserem Lande heute nicht mehr kennt.

Aber die Geschichte des Entenfanges selbst geht noch etwas weiter.

Kaum hatte der Durlacher Stadtrat Kunde von der Aufhebung des Roms erhalten, so tat er auch schon Schritte, um das Gelände, nach welchem er lange genug trachtete, zu erwerben. Aber das Hofdomänenamt dachte garnicht an eine Veräußerung und schrieb nach Durlach, daß „das Terrain zu Gewinnung von Futter für den Rindviehbestand der neu einzurichtenden Deconomie im Fasanengarten verwandt werden soll“.

Mit diesem Bescheid mußte sich Durlach vorläufig zufrieden geben. Als dann aber im Jahr 1881 das sog. Entenwehr an der Pflanz in baulich schlechtem Zustand war und erneuert werden sollte, lehnte das Hofsorntamt die Unterhaltungspflicht des Wehrs mit der Begründung ab, daß nach Aufhebung des Entenfanges die Herrschaft das Ueberschwemmungsrecht nicht mehr ausübe; da überdies das Wehr von Durlach allein noch zur Wiesenwässerung benützt würde, müßte es demgemäß auch von der Stadt Durlach unterhalten werden.

Diese Gelegenheit benützte der Stadtrat sofort, um wieder Antrag auf Erwerb des Entenfangelandes zu stellen.

Die Hofdomänenverwaltung war schließlich bereit, einem Verkauf näher zu treten und ließ zunächst einmal den Holzbestand im ehemaligen Roy feststellen. Das Hofsorntamt bewertete den Holzvorrat des Waldstücks im Jahr 1882 auf 2178 M., im Jahr 1883 nur auf 1331 M., und zählte 1410 Eichen, 38 Ahorn und Linden, 23 Birn- und Apfelbäume, 5 Fichten und 1 Weymutskiefer, 3 Nussbäume, 1 Eiche, 1 Ulme.

Im übrigen wurde der Morgen Boden auf 450 M. geschätzt, so daß ein Wert von 8541,99 M. errechnet wurde. Durlach bot 7900 M. und ging auf die Bedingungen ein, wie künftige Unterhaltung der Wehre und der Regemortgrabenbrücke, sowie ungehinderte Zuleitung von Wasser aus der Pflanz durch das Entenfangeland zur Speisung des Wildkanals im Hardtwald.

Von irgend einer Seite her erfolgte aber ein Nachgebot, wovon man Durlach verständigte. Die auf 23. April 1883 ausgeschriebene Versteigerung unterblieb, weil die Stadt Durlach inzwischen 8500 M. bot und man herrschaftlicherseits Durlach das Gelände unter der Hand überlassen wollte.

So kam nun endlich die Stadt Durlach in den Besitz des ehemaligen Entenfanges, dessen Namen sich auf Land- und Flurkarten noch in unsere Zeit hinein erhalten hat.

Mehr als ein Halbjahrhundert ist dahin gegangen, seit der Entenfang außer Betrieb gesetzt wurde. Viel hat sich in der Zwischenzeit dort geändert an dem Platz, wo sich einst Fürstlichkeiten und hohe Herrschaften ergötzen, sei es an der Entenjagd oder durch fröhliches Gesellschaftstreiben in der Waldbühne. Wo einst das Royhäuschen friedlich inmitten eines Gärtchens stand, ragen heute junge Waldbäume; verschwunden sind die Eschenalleen, die alten Weidenstöcke und der lebende Hag um den Platz, bewaldet und buschbestanden ist heute der Entenweiber, zu einem Sumpf geworden, in dem selten noch eine Wildente oder ein Wasserhuhn lockt. Berggräben sind Dämme, Wege und Gräben, zerfallen die Wehre und Schließen — es ist das alte Lied vom Werden und Vergehen, das durch die Stille dieses eigenartig reizvollen, vereinsamen Waldstückchens zieht.

Aber in üppigunter Fülle bedecken im Frühling und zur Sommerzeit die Blumen dort Hebevoll und verjöhndend das „Es war einmal“ . . .

## Friedrich Alfred Schmid Noerr / Zwiwelewick.

Ein Märchen.

V.

Wieder ging die Warnung dem Schneider durch und durch, so wenig er ihren Sinn auch verstehen konnte. Doch nahm er sich vor, die Unterirdischen in der Grotte unbehelligt zu lassen; und nach einigen vergeblichen Zusicherungen seiner schwächeren Natur, überwand er auch richtig die Verlockung und vergaß über dem Segen der Arbeit den Zwiwelewick samt seinem Anhang völlig.

Nachdem aber die drei Tage um waren, auf den Abend, kam ihm alles wieder in den Sinn, wie durch Zauber zurückgerufen, und er suchte seinen Garten auf. Schon als er ihn betrat, sah er, daß reichlich zwei Drittel seiner Zwiebelkulturen rein ausgeerntet waren, der Rest stand aber in desto üppigerem Flor. Nun kam er in die Glimmerhöhle und fand dort alles, wie das erste Mal; nur noch es noch viel herrlicher und betäubender nach dem allerbesten Zwiebelkuchen; und als er nach einem Andenken unter einem Haufen von Scherben suchte, fiel ihm statt eines silbernen Napfs ein goldenes Tellerchen in die Hände.

Jetzt machte der Schneider große Augen. Siedheiß fiel ihm ein: — „Wär ich dabei gewesen und hätt' ich das goldene Tellerchen in einem Geiriffen, so hätt' ich ausgesorgt und wär' auf Lebenszeit ein gemachter Mann!“ Zwar hütete er sich wohl, ein Wortlein von diesen Gedanken laut werden zu lassen, als er sich aber im Hinausgehen wieder ins Dunkel hinein verbeugte und sprach:

„Schönen Dank auch für das Goldene!“

da antwortete ihm aus ganz verhängter Ferne eine Stimme: „Zum nächsten Vollmond bring's wieder!“ und ein Gelächter drang aus der Tiefe, daß Schneider Most die Haare auf seinem Kopf steigen fühlte, so daß er aus der Höhle floh, wie gejagt. —

Nun stieg in den folgenden vier Wochen das Glück des Meisters mit solchem Glanze empor, daß alle Welt des Staunens voll war. Von weither kamen Leute, die unbedingt einen Anzug von dem berühmten Schneider zu Durlach haben mußten. Ein reisender Engländer gar mietete sich mit seiner gesamten Equipage im Gasthof zum Lamm ein und war entschlossen, da zu bleiben, bis ihm Herr Most seine ganze Garderobe erneuert habe.

Da war es denn kurios zu hören, wenn Frau Jakobas aufgeregte Stimme durchs Haus schrillte:

„Lamm! Geh' sofort in's Lamm und miß dem Herrn Lord aus England eine polnische Lammfelljacke an!“ —

Und Meister Most gehorchte diesem Ruf wieder einmal, wie in alten Tagen, mit Windeseile. Denn der Engländer zahlte mit schwerem Gelde. Ein Glück und Wunder war's, daß Schneider Most in diesen Tagen nicht den Größenwahn bekam. Denn darauf schien alles gerade wie angelegt. Aber das Uebermaß ehrenvoller Aufträge schlug zum Guten aus: Der Ehrgeiz des Meisters kannte nur noch das Bestreben, seinem Ruf Ehre zu machen und das Beste zu liefern, was seine Hand vermochte. Eines Tages kam die Innung, weil deren Obmann soeben am Stützfuß verschieden war — schwer zu sagen, ob nicht aus grünem Aerger über den fabelhaften Aufstieg seines Konkurrenten — und machte Herrn Most zum Zunftmeister. Gleich danach fand sich im Rat ein leerer Stuhl; flugs wurde Herr Most zum dritten gewählt. Ja, als der Kaiser gerade einen neuen Reichstag ausschrieb, ward die Meinung laut, Herr Most müsse auf die Zunftbank des Heiligen Römischen Reiches entsandt werden.

In all der Eunst und Gedeihlichkeit seines Gewerbes vergaß indessen Herr Most nicht, seinen Vorrat an Kindertopfwerk insgeheim zu ergänzen. Denn er wußte wohl, woher der Segen kam und auf welchen Bedingungen er stand. Als daher der Mond endlich wieder voll war, fand sich Herr Most zum dritten Male beim Zwiwelewick ein und packte sein untadelig erneuertes Geschirrllein vor ihm aus.

Es geschah alles so, wie die vorigen Male. Höchstens fand der Schneider, daß diesmal der Rat des Zwiwelewick: die Grotte so zu meiden und zuhause den Bod zu streicheln, noch viel dringender und drohender geklungen hatte, wie früher. Auch wieherte und tollerte das verdächtige Gelächter diesmal ganz grausig aus der Tiefe herauf. Aber der Schneider war's schon gewohnt, darum machte er sich nicht gar so viel mehr daraus.

Auf dem Heimweg litten es seine Füße nur mit genauer Not, daß er mit ihnen auf der geraden Straße blieb.

War es denn auch klug getan, der Stimme zu widerstreben, die ihm riet, umzukehren und dem Geistervolke keine Zeit zu lassen, eitel goldenes Geschirre in schlechtes Steingut zurückzuwandeln? — In hellen Zweifeln kam er zuhause an, ging sogleich in den Stall und streichelte den Bod. Der rieb die Hörner an ihm, daß sein Herr meinte, man könne die Funken knistern sehen, und aus den flammgelben Lichtern himmelte ihn das Tier so schmelzend an, daß ihm, er wußte nicht wie, zumute ward. Als bald hub der Bod auch zu medern an und sprach:

„Hände weg  
von Zwiebel und Speck,  
Zwiebel und Speck!  
Zwiwelewick  
Schmeiß Galgen und Strick,  
Galgen und Strick,  
Määäh — — —!“

Da ließ es dem Schneider den Rücken kalt hinauf und wieder hinunter, und er griff sich unwillkürlich an den Hals, obwohl dort nichts zu spüren war, als die dicke Angst in der Kehle. Dem Sinn der Worte aber konnte er, trotz allen Nachsinnens, nicht verstehen. In dieser Nacht schlief er nur wenig, denn fortwährend berannte ihn die Vorstellung, wie er mit einem Schläge ein reicher Mann werden könne. Geister und Kobolde sind bekanntlich von Laune sehr unberechenbare Leute, so sagte er sich, und ein Glück, das auf ihren Versprechungen ruht, ist nie gewiß. — Wäre es darum nicht klüger, so grübelte er in seinem Bette weiter, das Ungewisse dran zu geben und entschlossen nach dem Sicheren zu greifen? — Silber beim ersten Male — Gold zum anderen Male — wird nicht zum dritten Male das Geschirre in lauter Edelstein verwandelt sein —?! — Und dazu quält ihn die Neugier, was es mit dem kleinen Volk in der Glimmerhöhle wohl für eine Bewandnis habe; und nicht zuletzt, was es mit dem so unfagbar herrlichen Zwiebelkuchen auf sich haben möchte, davon schon der bloße Duft die Nase trunken machte und den Geist erhellte, wie kaum der wunderbare Aquavit, von dem man hundert Jahre alt wird. Vielleicht verließ ein Bissen von dieser Zwiebelspeise noch viel mehr, als bloß hundertjährige Gesundheit! — Kurz, man mußte trachten, die Gelegenheit beim Schopf zu nehmen. Man mußte dem Zwiwelewick in die Speckschüssel schauen! Zuletzt überwand die Ueberlegung, daß man den Unterirdischen nur mit List gewachsen sei, auch alle Bedenken über Recht oder Unrecht, und der leidige Wunsch, dem stillen Volk hinter seine Schliche zu kommen, behielt die Oberhand.

Mit diesem Entschluß schlief der Meister endlich ein.

\*

Der dritte Abend kam und Schneider Most tat den verhängnisvollen Gang zum Garten in halber Betäubung, als sei unsichtbar ein Dämon hinter ihm, der ihn treibe; schon von weitem sah er das Zwiebelfeld völlig abgeräumt, verwüstet und zertrampelt. Er entnahm daraus, daß heute wohl zum letztenmal sein Tafelzeug benötigt sei, und daß es also mit den Festen der Unterirdischen auf wer weiß wie lange Zeit zu Ende sein werde. Diese nahe Gefahr der verpassten Gelegenheit gab ihm den letzten Stoß. Er schlich sich lautlos den Abhang hinauf und erreichte den Eingang zur Glimmerhöhle.

Schon aus der Entfernung hatte er ein gedämpftes Tosen gehört; jetzt war es, als ob hundert neugeborene Zickeln mit ihren feinen Stimmchen lustvoll durcheinander wisperten und mederten.

„Das lärmt ja wie in einem Ziegenstall“, verwunderte sich der Schleicher und trat näher herzu. Nun allerdings erreichte ein so unüberreißlich angenehmer Wohlgeruch seine geöffneten Nüstern, als noch nie aus einem Ziegenstall hervorgeströmt; und indessen dem Schneider Mund und Nase offen stunden, umnebelte seinen Geist alsbald eine solch wollüstige Trunkenheit, daß er alle Vorsicht vergaß und seinen Kopf geradewegs in den Eingang der Grotte steckte. Da sah er nun freilich ein Bild, das die Mühe des Abendspaziergangs hier heraus schon lohnte.

Ein unbestimmter, heller Schein erleuchtete den Saal. Das Leuchten strahlte von der Tafel aus, an der es hoch her ging. Die Tafel, prächtig hingestreckt, verlор sich weit hinab in die Tiefe und Dunkelheit der Höhle. Auf den Tischen funkelte es und blühte es von den herrlichsten Gefäßen, die aus klaren Diamanten, Smaragden und Rubinen geschnitten schienen und ihren Glanz in allen Farben in den Raum hinausjochten. Die Glimmerwände der Höhle widerstrahlten davon in einem sprühenden Feuerwerk der unbeschreiblichsten Strahlengarben und Lichtbrechungen derart, daß es war, als lebe und bebe die ganze Grotte in einem von Blüten durchzuckten Meer von Millionen durcheinander wallender Regenbogen. Und im Gewoge dieses flutenden Licht- und Farbenspiels reichte sich eine ausgelassene Gesellschaft von mausgroßen Männlein und Fräulein die Tafel hinab, die auf goldenen Stültschen saßen und in unaussprechlich wonnig duftendem Zwiebelkuchen schmölten. Dazu sumnte, geigte und firrte eine feine Musik mit köstlichem Wehen auf und nieder, nah und fern zugleich, daß der herzugeneigte Lauscher unwillkürlich nach dem Dräcker spähte; er konnte aber nicht ausfindig machen, wo es seinen Standort hatte.

Zuerst nun kam es dem verwirrten Schneider so vor, als sehe er reichlang lauter Zwiwelewicks vor seinen Augen; denn die kleinen Leute waren alle ziemlich gleich gekleidet, und zwar in der Art, wie er es am Zwiwelewick kannte. Sofort unterschied er im Gewimmel der Tafelnden genauer; und gleich darauf erkannte er den Zwiwelewick selber, der auf einem erhöhten Stuhle saß und neben ihm eine wie mit feinsten, farbigen Blüten gekrönte, wunderzierliche Frau.

Seltzam anzusehen inmitten all dieser Pracht war indessen die Dienerschaft, die über und durch das Gelage hinwimmelte. Denn sie bestand aus ungezählten, hin und wider hüschenden und auf- und niederhastelnden Spinnen. Da trugen Weberknechte mit ihren hochgeknitten Vorderbeinen gefüllte, kleine Goldpokale vom Faß zum Gast; Bärenspinnen wechselten emsig Schüsseln und Teller und wuschen und schuerten sie auch gleich wieder blühblank an ihren pinselbesetzten Hinterbeinen; zierliche Goldspinnen reich-

ten soeben frisch von ihnen gewebte, gelbleidene Mundtücher herum; riesige Kreuzspinnen baumelten an leuchtenden Fäden von der Decke hernieder und brachten in ihren Kieferzangen immer neue Ladungen von fein aufgeschnittenem Zwiebelkuchen herab; und indem sie über der Tafel hin und wider pendelten, verteilten sie aufmerksam ihre Lasten auf die abgeessenen Teller. Bescheidene Hausspinnen legten unermüßlich den Estrich; und fleißige, äußerst gewandte Strickerinnen schlangen ihre schlanken Leiber an den Gewänden hin und woben silberne Spitzengirlanden in den seltensten und trefflichsten Mustern.

Wie aber der Schneider noch genauer hinschaute, da sah er hoch oben, in einer klaffenden Ritze des Gesteins, eine schreckhaft große, scheußlich dicke, schwarz und weiß gesprenkelte Wolfspinne vor ihrer Höhle hocken. Die hielt das Büfett und teilte den geschäftig ab und zu wuselnden Dienerrinnen gemächlich die Portionen aus.

Jetzt bemerkte er miteins auch die Schar der überall über die Wände hin verteilten Musikanten, die aus Leibeskraften zu dem Gelage aufspielten:

Da waren Goldmücken und Sommerfliegen, die handhabten die Flöten und die Geigen; blaue Drummer bedienten den Kontrabaß; junge Waldwespen und bößgesinnte Hornisse bliesen Hoboe und Trompete, und einige kleine Grillen und andere Feldmusikanten waren mit Triangel und Querpfeife betraut. Die türkische Trommel aber schlug eine gewaltige Hummel. Das ganze, beflagelnswerte Orchester war jedoch an allen Beinen mit gebiegenes Spinnfäden gefesselt und unentrinnbar an Wand und Reß gefettet; und es ist nicht zu sagen, welche Mühe sich die damit beauftragten Kammerfrauen gemacht hatten, um das Tafelkonzert schon wochenlang zuvor in angestrengten Übungsstunden zu solcher Harmonie und Taktreinheit heranzubilden.

Dem gutmütigen Schneider indessen graute es nichtsdestoweniger schon bei dem flüchtigen Gedanken, was diesen unermüßlichen Philharmonikern, die ihr Bestes hergaben, drohte, sobald das Fest zur Neige ging und sie ausmüßigt hatten.

Das alles also überschaute der neugierige Meister wie mit einem einzigen Blick. Denn eine längere Frist zur ungestörten Beobachtung des Gelages war ihm nicht vergönnt. Der überstarke Würzdunst, der ihm entgegenrang, reizte seine Nase allzusehr. Diese entledigte sich ihrer unerträglichem Wonne mit einem herzhafsten Niesen.

Aber da rief niemand: „Heiß' Gott, Herr Nachbar!“ — vielmehr brach unter der fröhlichen Gesellschaft jählings ein schrecklicher Tumult los. Der Zwiewelewid sprang zuerst von der Tafel auf. Seine Augen schossen richtige, grüne Blitze gegen den unvorsichtigen Eindringling, und er schrie etwas Unverständliches über den Tisch hin. Schon beim nächsten Herzschlag war der Aufbruch bis weit hinab durchs Dunkel der Grotte in wilde Flucht vermandelt. Tische und Stühle purzelten übereinander, Tafelgeschirr klorrte umher, und das durchdringende Gezirp, Gemeder und Geschwirr des fortwirbelnden Schwarms ließ selbst das Ohr des Schneiders ahnen, was für ein Höllenlärm, gemessen an den Sinnen der kleinen Leute, die Glimmerhöhle erfüllte.

Blindlings drang jetzt der erschrockene Schneider vor, um noch im letzten Augenblick den Lohn seines Vorwizes zu ernten. Er faßte also mit beiden Händen über Tische und Stühle hinweg in das Tafelzeug und erwischte gleich beim ersten Griff etwas Lebendiges dazu, das sich zwischen seinen Fingern wand und das er, vom Ekel verführt, als eine widrige Niesenspinne von sich schütteln wollte, als er gerade noch rechtzeitig den ebenso zornsprühenden, wie angstzitternden Zwiewelewid erkannte. In einem Nu durchzuckte da den Schneider die Erinnerung an die mannigfachen Warnungen seines Ziegenbockes. Auch sah er eben zur rechten Zeit, daß der Zwiewelewid seine grüne Haube in dem Ringen um seine Freiheit hatte fallen lassen. Da packte er den schon fast entwichenen Gefangenen aufs neue mit entschlossener Faust und rief:

„Es ist jetzt schon alles gleich, Zwiebelbäcker! — Entweder, du verpflücht mir, auf Trudenwort, daß du mir nichts zuleide tun und mich bei Leib und Leben schützen wirst, solange du's vermagst — oder: — ein Druck meiner Finger, und du bist für immer in meiner Hand, lebendig oder tot!“

Zugleich bückte er sich rasch zur Erde nieder und bekam gerade noch mit genauer Not die herabgefallene Müße des Zwiewelewid zu fassen, die soeben einer der vorbeihuschenden Flüchtlinge in Sicherheit bringen wollte.

Nun sah der Zwiewelewid wohl, daß er auf jede Weise in der Hand seines Peinigers war. Er machte zwar noch ein paar von den hinterlistigen Ausflüchten, die man von den Unterirdischen gewohnt ist, aber Meister Most war nun gewappnet. Da schrie der Zwiewelewid mit zornrotem Kopf:

„Sag, was du von mir willst, Ziegenbock, und laß mich los!“

Der Schneider antwortete bedächtig:

„Zuerst, du sollst keine Rache nehmen für das, was ich getan habe. — Es war so böß nicht gemeint.“

Der Zwiewelewid fauchte:

„Sei's! — Die Strafe schaffen sich die Dummen selber!“

Schneider Most fuhr fort:

„Sodann: Du sollst mich bei Leib und Leben schütten, soweit du nur vermagst.“

„Es gilt. Mögen dir Leib und Leben zum Ueberdruß gebeihen!“

„Weiter sollst du mir den Glücksbock lassen.“

„Ist ohnehin dein. — Bist du fertig mit Wünschen?“

„Ja, bis auf eins: Gib mir von deinem Zwiebelkuchen ab, daß ich meiner Hausfrau Jakoba das Rezept bringe.“

Da grinste der Zwiewelewid auf eine greuliche Art zum Schneider empor und mederte:

„Wohl bekomm's! — Nimm nur, was da ist!“

Und damit sprang der Zwiewelewid wie ein Frosch aus der allzu gierig aufzuckenden Hand des unvorsichtigen Schneiders, riß ihm blitzschnell seine Müße aus den gelockerten Fingern und war im nächsten Augenblick verschwunden. Meister Most hätte noch eine ganze schöne Liste von Wünschen und Bedingungen im Vorrat gehabt, als Preis für Freiheit und Müße des Zwiewelewid; nun aber erlöste statt dessen aus unergründlicher Tiefe herauf ein so schrill meckerndes Gelächter teuflischer Schabensfreude, daß dem Schneider das Blut in den Adern erkaltete. Er brauchte alle Fassung und Kraft, daß er blieb, um die übriggebliebenen Schätze aufzusammeln, die verstreut umherlagen.

Aber als er das Geschirr aus dem Zwielicht der Höhle ins Freie trug, da war es ausnahmslos ganz gemeine, irdene Töpferware; und nicht ein einziger Edelstein oder Goldschmuck wollte sich finden. Einzig ein unscheinbares Tellerchen stand unangetastet auf dem fahlen Boden, darinnen lag ein Stücklein Zwiebelkuchen, eine halbe Hand groß, kaum ein Versucherte; das trug er, nunmehr schon völlig zweifelnden Gemüts, gleichfalls an's Licht; aber siehe da, es blieb, was es war: ein süßduftender Zwiebelkuchenschmütz auf irdenem Teller. Immerhin, der davon aufsteigende Geruch war so stark und wunderbar, daß es wie ein unaufhörlicher, geistiger Rauch davon ausströmte, der die Sinne taumeln machte und die Einbildungskraft mit den seltsamsten und verworrensten Vorstellungen bezauberte, von denen sich Schneider Most jedoch vorerst noch gar keine Rechenschaft zu geben vermochte.

In der Glimmerhöhle war alles Leuchten erloschen. — Ein übler Brodem schlug auf einmal aus dem dumpfig-süßeren Geflüß des Festes zusammen, was sich greifen ließ, in halber Hoffnung, es möchte sich später doch vielleicht noch was Edles darunter finden. — Da spürte er plötzlich brennenden Schmerz im Zeigefinger der rechten Hand, und als er sie hob, sah er, daß die große Wolfspinne an seinem Armel haßte. Jäh schnellte er das giftige Gezeifer von sich, das auch alsbald in einer Ritze des Gesteins verschwand. — Da war ihm jedes längere Verweilen in der Glimmerhöhle verleidet. Er nahm Bündel und Zwiebelkuchen und machte sich davon.

Der Finger schmerzte; der Zwiebelkuchen duftete; so kam er hurtig nach Hause. Kaum war das Mitgebrachte in der Kammer abgestellt, so ging er in den Stall zum Ziegenbock, denn der Finger war beträchtlich geschwollen und tat sehr weh. Das Tier empfing seinen Herrn mit höllischem Gemeder. Es bockte und stieß, daß der Meister kaum wußte, von welcher Seite her er ihm nahen und ihm den Widerrist streicheln sollte. Endlich gelang's, und der Bock sprach:

„Hand im Speck  
macht närrisch und geck,  
närrisch und geck!  
Gift ich leck,  
sonst Fingerle weg,  
Fingerle weg — —  
Määäh — — —!“

Da hielt Meister Most dem Ziegenbock die Hand hin und der Bock leckte den gebissenen Finger mit seiner heißen Zunge. Das drang dem Schneider wie brennendes Feuer durch das Gebein.

„Heiß' Eisen und Fingerhut!“ schrie er plötzlich, halb vor Schmerz, halb wie in einer Art von Erleuchtung.

„Heiß' Eisen und Fingerhut  
ist Menschen und ganzen Völkern gut!“

„Mäh! — Määäh!! — Määäh!!! —“ schmetterte ihm der Ziegenbock nach, als der Meister, wie gesagt, zum Stall hinaus und in seine Werkstatt hinüber fuhr.

Am nächsten Tag war der Finger besser; aber der Kopf blieb dem Schneider wie benommen. Den Zwiebelkuchen hatte er in der Werkstatt vor sich aufs Fensterbrett gestellt und gedachte ihn am Vormittag statt seines Bispesbrottes zu verzehren. Der Duft davon erfüllte gar lieblich den Raum, und Gesellen und Lehrlinge schnupperten mit Wohlgefallen in die Luft. Auch Frau Jakoba besah und beroch mehrfach das seltene Backwerk und vermunbert sich sehr. Sie bekam aber auf ihre Fragen nur allerhand Ausrufen und Klauen zu hören. Das stach ihr in's Herz, denn nun dachte sie nicht anders, als daß ihr Lämmchen eine Spenderin zu verheimlichen habe, die ihr nicht bloß in der Kochkunst um eine Ellenlänge voraus war. Darüber vergrämte sie sich so sehr, daß sie stracks aus der Werkstatt in die Küche lief, unter Tränen, aber mit großer Leidenschaft, einen Zwiebelkuchen wirkte und mit gärendem Kummer in den Ofen schob. Da jedoch das Grubeln über den mutmaßlichen Fehltritt ihres Lämmchens all' ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so war's kein Wunder, daß ihr der Zwiebelkuchen ziemlich mißriet und dazu halb verbrannt aus der Röhre schliefte.

(Fortsetzung folgt.)